

FRIKTIONEN

Beiträge zu Politik und Gegenwartskultur

Ausgabe 06/2008

Editorial	S. 2
Die Ausnahmeschutzverletzung als Destabilisierung der Lebenswelt	S. 3
Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle, Teil III	S. 5
Stadt bringt zwei Punkte	S. 12
Aus dem Plattenarchiv	S. 14

Editorial

Liebe Leserinnen, Liebe Leser,

es ist kurz nach Weihnachten und die Friktionen beenden ihr erstes komplettes Kalenderjahr. Eine Erkältung gibt mir die Gelegenheit das Editorial abzurunden. Die Stichworte des ausgehenden Jahres scheinen mit „Finanzkrise“, „Finanzkrise“ und dann noch einmal „Finanzkrise“ ausreichend umschrieben zu sein. Grundsätzlich verfüge ich in diesem Zusammenhang nicht über mehr Analysepotenzial, als schon in essayistischer Form in Ausgabe 3 zu diesem Thema abgeliefert. Phänomene, wie dieses verfügen über die Eigenschaft, erst im Laufe der mehrerer Jahre ihre Wirkungen zu entfalten. Ob wir bezüglich des aktuellen postfordistischen Akkumulationsregimes eine Zeit vor und nach der Finanzkrise unterscheiden sollten, wird wohl erst in ein paar Jahren diskutierbar sein. Mehr Moral im globalen Kapitalismus wurde auch schon vor dem großen Krach gefordert, ist aber ein Ansatz, der wenig mit den klassischen Zwängen des Marktes zu tun hat. Diese Einsicht übersteigt wohl die intellektuellen Möglichkeiten eines Bundespräsidenten – zumindest in der Öffentlichkeit. Unbestritten ist im Großen und Ganzen die Annahme, dass ein Großteil der Folgen der diesjährigen Entwicklung vor allem an Diejenigen weiter gereicht werden, die heute schon monetär im unteren Drittel rangieren. Insofern wünsche ich allen Leserinnen und Lesern ein gutes neues Jahr, trotz Finanzkrise.

Nach wie vor gilt die Einladung für „Friktionen“ zu schreiben, zu zeichnen oder zu fotografieren. Wem's gefällt kann das Blatt per Newsletter bei friktionen@web.de abonnieren.

München, Dezember 2008

Impressum:

Friktionen erscheint in unregelmäßigen Abständen in elektronischer Form.

Herstellung, Redaktion, Beiträge und Verantwortlicher im Sinne des Presserechts:
Matthias Hofmann
schwanthalerstr. 94
80336 München

Die Ausnahmeschutzverletzung als Destabilisierung der Lebenswelt

Über unseren alltäglichen Umgang mit dem PC

Computer haben Einzug gehalten in die Lebenswelt von beinahe jedem Menschen, der heutzutage immaterielle Arbeit leistet. Als Unterstützungssysteme bei Textproduktionen, Absatzanalysen, Betriebsabrechnungsbögen oder Marketingfolien bestimmen sie den Alltag eines Großteils derer mit, die noch Arbeit haben. Im Rahmen dieser Entwicklung ist in den letzten 30 Jahren eine milliarden schwere Industrie entstanden, die mit Firmen wie IBM, Microsoft und SAP weltweit bekannte Namen hervorgebracht hat. Folgt man der Theorie der ‚langen Wellen‘ von Kondratjew, so waren es vor allem diese technologischen Neuerungen, die die Gestalt der aktuellen ökonomischen Struktur geprägt hat¹. Die Sozialwissenschaften haben diese Entwicklung in den letzten 10-15 Jahren durchaus aufgenommen. Die Analysen orientieren sich dabei vor allem an der Makroebene. Hier wird ein tiefgreifender Wandel der Produktionsregime konstatiert, der sich rund um die Elektronisierung gruppiert. Der PC – vor allem in seiner Einbindung in globale Netze – steht hier als Treiber für die Internationalisierung von Wertschöpfungsketten und als ein Kernelement internationaler Konzernkonglomerate, als Promotor für die sogenannte Globalisierung schlechthin. Lühje spricht in diesem Zusammenhang vom Leitsektor Informationstechnik, Castells vom ‚informationellen Kapitalismus‘, Haug in ähnlicher Diktion vom ‚High Tech Kapitalismus‘². All diese Debatten über die Elektronisierung der Arbeitswelt drehen sich dabei um Fragen von Rationalisierung und Produktivitätssteigerung oder um die Vernetzungen von Arbeitswelten, deren kommunikativer Charakter einer immer größeren Vertiefung unterliegen. Zweifellos prägen diese Änderungen der Produktionsregime auch die Rahmenbedingungen des Arbeitsalltags und zwar so tiefgreifend, dass das Schlagwort vom Postfordismus schon fast zum Klischee verkommen ist. Hier soll es aber weniger um die bekannten und größtenteils analysierten Folgen dieser Entwicklung gehen, die mit Flexibilisierung und Informalisierung der Arbeitswelt, Verdichtung der Informationsströme und Aufkündigung des fordistischen Konsenses der Tarifparteien nur schlagworthaft umschrieben sein soll.

Neben dieser zumindest teilweise bereits geleisteten Gesellschaftsanalyse rund um die Elektronisierung lohnt sich demgegenüber durchaus auch einmal der Blick auf das Ding an sich und sein Verhältnis zum arbeitenden Subjekt. Der einzelne Arbeitnehmer erlebt nämlich sein Kernarbeitsgerät nicht immer unter dem Paradigma der Effizienz. Im Zentrum der Erinnerung im Umgang mit dem PC stehen eher die kleinen oder großen Krisen der eigenen Maschine, die – so will es zumindest die These von Murphy – immer dann kommen, wenn das aus den Stellenanzeigen bekannte deadlineorientierte Arbeiten sich in der eigenen Arbeitspraxis realisiert. Für den nutzenorientierten Anwender zeigen sich diese Krisen meist in unverständlichen Mitteilungen des Betriebssystems oder der Pro-

¹ Nikolai D. Kondratjew - Die langen Wellen der Konjunktur, in: Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik, Bd. 56, S. 573-609, 1926.

² Boy Lühje - High-Tech-Industrie, in: Wolfgang Fritz Haug (Hrsg.) - Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Band 6/1, Hamburg, Argument Verlag Hamburg 2004; Manuel Castells - Das Informationszeitalter, 3 Bände, Leske+Budrich, Opladen 2001-2003; Wolfgang Fritz Haug - High-Tech-Kapitalismus. Analysen zur Produktionsweise, Arbeit, Sexualität, Krieg und Hegemonie, Argument, Hamburg 2003.

gramme, die vor allem eins bedeuten: Das, was du zu tun gedenkst, wird nicht in der geplanten Weise funktionieren und du hast in Regel keine Strategie etwas dagegen zu unternehmen. Hier schlägt die Dynamik eines hochkomplexen Systems zu, das Störungen nur über vereinfachte Kommunikationsschnittstellen an den Nutzer weitergibt.

Konzipiert nach den Regeln dualistischer informationeller Logik, werden Rechnerarchitekturen mit einer Bedienerschnittstelle verquickt, die in hohem Maße von den Wirkmechanismen des Systems abstrahiert ist. Wenn unter diesen Voraussetzungen Systemkrisen bis zum Benutzer durchschlagen, wird es schwierig. Dem stehen nämlich für die kryptischen wirkenden oder allgemein gehaltenen Fehlermeldungen des Systems keine adäquaten Erklärungsmodelle mehr zur Verfügung. Die Abstraktionsebene auf der ein durchschnittlicher Computerbenutzer die Funktionsweise seines Rechners denkt, reicht nicht hier nicht mehr aus, um rationale Erklärungen im Sinne von Ursache-Wirkungs-Zusammenhängen zu konstruieren. Entsprechend hilflos zeigt er sich bei Diagnosen. Es finden schlicht keine statt, die Handlungsstrategien zur Behebung des Problems nahe legen. Das Ding auf dem eigenen Schreibtisch hat offensichtlich aus irgendeinem Grund beschlossen nicht mehr zu funktionieren, konkret also nicht mehr zu drucken, keine E-Mails mehr zu versenden oder die letzte Version eines wichtigen Essays in den Tiefen des Systems zu versenken. Katastrophen, denen der Mensch ohne adäquate Erklärungsmodelle gegenübersteht, befördern eine Tendenz zur Mystifizierung oder Magisierung, zumindest wenn man den Untersuchungen des Soziologen Lars Clausen zu diesem Thema folgt³. Adäquat soll dabei weniger im Sinne eines kompletten Erfassens der Objektwelt verstanden sein, sondern meint die Verfügbarkeit von Modellen, die erfolgreiche Handlungsstrategien zur Kontrolle der Krise bzw. Katastrophe zur Verfügung stellen. Diese Art der Adäquanz liegt aufgrund der Komplexität eines Standard-PCs weit jenseits der Möglichkeiten eines konventionellen Nutzers, erst recht wenn das System in Netzwerken eingebunden ist. Eine Fehlfunktion wird dadurch zu einer fast archaischen Situation, die Mensch eher aus vormodernen Auseinandersetzungen mit der natürlichen Umwelt kennt.

Nur: hier sitzt er vor einem Kasten mit diversen Einschubschlitzen und Knöpfen, der von Kaliforniern entwickelt und in asiatischen Großfabriken gebaut wurde. Die Quelle der Magisierung ist die Krise eines hochkomplexen, aber im Detail rational gestalteten Alltagssystems und die dementsprechende Inadäquanz der Erklärungsmuster. Der Nutzer kann sich an dieser Stelle – wohl wissend, dass er es mit einem von Menschen erzeugten Produkt der Computerindustrie zu tun hat – nur mit schicksalhaften Erklärungen zufrieden geben. Das Artefakt auf unserem Schreibtisch, das sich mehr oder weniger intensiv in die Lebenswelten fast aller Bewohner der westlichen Welt einschlichen hat, wird dabei im Rahmen der Mystifizierung oft zum Akteur umgedeutet. Fünf Minuten beiläufiges Belauschen eines Fehlerdiagnosegesprächs unter Freunden in einer beliebigen Kneipe überzeugt den Feldforscher von einem solchen Ansatz. Ständig hört man Sätze der Kategorie: ‚diesen Port lässt ‚er‘ mich nicht installieren, da kann ich einstellen, was ich will.‘ Oder: ‚Immer, wenn ich versuche in ein Pdf zu drucken, verschiebt ‚er‘ mir die Zeilen‘. Dabei ist es letztlich egal wie viel oder wenig der oder die

³ Lars Clausen - Übergang zum Untergang. Skizze eines makrosoziologischen Prozeßmodells der Katastrophe, in: Clausen, Lars/Dombrowsky, Wolf R. (Hrsg.), Einführung in die Soziologie der Katastrophen, Bonn, S. 40-78, 1983.

Betroffene von Computern versteht, denn jedes Funktionsmodell, das ein einzelner Nutzer noch denken kann, wird von der Fehlerdynamik der komplexen Systemrealität bei weitem gesprengt.

Die prinzipielle Unbegreiflichkeit der Welt, die die technischen Naturbeherrschungserfolge uns vergessen machen wollten, ist damit auf dem Schreibtisch jedes Einzelnen zurückgekehrt. Die Schaltzentralen posttayloristischer Naturbeherrschung bekommen damit im Arbeitsalltag einen Moment mystischen Scheiterns. Dabei handelt es sich um ein Stück Welt, das der Mensch selbst in diese gesetzt hat. Es ist Ergebnis seines Herstellens, eben seiner Weltvereinnahmung. Die generischen Leistungen einer kollektiven technischen Entwicklung tritt dem Einzelnen als nicht mehr begreifbares Element der Dingwelt entgegen. Oder anders gesagt: Der Nutzer wird hier mit einem Phänomen konfrontiert, das beispielhaft für eine rückläufige Entwicklung bei der Eroberung der Dingwelt durch den Einzelnen steht. Die Kollektivleistungen in einer Welt der funktionalen Differenzierungen erzeugt in zunehmendem Maße rational konstruierte Artefakte, die dem Nichtfachmann auf eher metaphysische Weise gegenüberreten, denn seine Erklärungsmodelle bleiben weit hinter den Wirkprinzipien der Systemdynamik zurück. Ohne Systemkrisen reichen die Heuristiken des Bedieners meist aus und so wähnt er sich im Normalfall als Herr des Systems. Jede Fehlermeldung, die den eigenen Kenntnisrahmen sprengt, sticht aber ein kleines Loch in diese Wahrnehmungsdecke und so taucht recht schnell das Artefakt als Eines in der Wahrnehmung auf, das handelt. Die unterschwellige Drohung mit ständiger Ergebnisoffenheit der eigenen Bemühungen im Umgang mit dem Arbeitsgerät legt dieses Denkmodell nahe.

Etwas überspitzt könnte man an dieser Stelle auch Tendenzen einer Derationalisierung durch eine fortschreitende, funktional differenzierte Rationalisierung konstatieren⁴. Hochkomplexe Systeme bringen mystische Elemente zurück in die Technikentwicklung, weil Kausalketten im Krisenfall situativ nicht mehr aufgebaut werden können. Das Monster des Zauberlehrlings, das man nicht mal selbst ins Leben gerufen hat, sitzt auf jedem Schreibtisch, bereit Arbeitsergebnisse zu verschlingen.

Tagebuch aus dem Pflegeheim für frustrierte Intellektuelle,

Teil III

2. Oktober

Ich habe heute interne Post bekommen. Das Wohnheim fordert mich freundlich, aber bestimmt auf, einen Fragebogen zu meiner Ausbildung und meinen Forschungsschwerpunkten auszufüllen; eine komplette wissenschaftliche Vita wäre durchaus willkommen bzw. die optimale Lösung. Das schleimige Anschreiben von der Sekretärin Dr. Brezners bedeutete mir, dass ein Versäumen des Einreichungstermins Anfang nächster Woche sich durchaus negativ auf meine Kostenzuschüsse zur Wohnheimunterbringung auswirken könnte. Auch wenn ich kein Problem habe, mich ausführlich (will nicht sagen ausufernd) zu meiner wissenschaftlichen Genese und Leistungen zu äußern, versetzt mich der Drohcha-

⁴ Norbert Elias würde in diesem Zusammenhang wahrscheinlich eher von einer Zunahme des Engagements bzw. ein Nachlassen der Distanzierung sprechen (vgl. Norbert Elias – Über die Zeit, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1988, S. XLI).

rakter des Briefs in Wut. Zusätzliche Unruhe erzeugt bei mir die Frage nach dem Warum. Was wollen Breznerns Schergen mit meinen Forschungsschwerpunkten?

3. Oktober

Ich habe zufällig mit Erwin beim Mittagessen gesprochen. Er sieht heute insgesamt etwas zerknittert aus und trägt ein verwaschenes Sweatshirt der Havard University. Ich habe ein eher zwiegespaltenes Verhältnis zu solchen Kleidungsstücken. Man trägt damit das Logo einer Uni, die man entweder gar nicht oder nur kurz besucht hat und für deren Leistungen man bezahlen musste. Bei den Hochschulen, die einen über Jahre kostenfrei ausgebildet haben käme man nie auf die Idee, Kleidungsstücke mit den Logos zu tragen. Im Gegenteil: immer wenn man in der U-Bahn Leute mit Rucksäcken z.B. der LMU sieht, hat man dafür nur ein mitleidvolles Lächeln übrig. Im Gegensatz zu einem Sweatshirt auf dem „Stanford“ steht ist das nicht cool. Das Marketing amerikanischer Universitäten hat es über Jahre offensichtlich geschafft, Marken aufzubauen, die auch popkulturell standhalten.

Erwins Version sieht jedenfalls nicht mehr so aus, als ob damit Punkte bei wem auch immer zu machen wären. Macht nichts! Er hat auch ein Briefchen bekommen, das ich inzwischen affektuell mit den blauen Schreiben aus der Schulzeit konnotiere. Während ich mich gestern nach der Post den ganzen Tag in meinem Zimmer verschanzt hatte, um niemanden anzuschreiben und um Konzepte zu entwerfen, wie ich Breznerns Zumutungen hintertreiben könnte, war Erwin sozial aktiver und hat sich ein bisschen umgehört. Nicht alle haben Briefchen bekommen. Ein Muster war aber vorerst nicht auszumachen.

5. Oktober

Ich habe die letzten zwei Tage damit verbracht ein möglichst destruktives Wissenschaftsprofil für mich zu erfinden. Offene Verweigerung traue ich mich nicht. Ich bin zu zermürbt und zu feige für offenen Widerstand. Ich habe mir bisher auch keine Mühe gegeben, Verbündete für einen Boykott zu finden. Ganz im Gegenteil meide ich Gemeinschaftsräume, obwohl oder gerade weil ich weiß, dass Sigrid eine Arbeitsgruppe gegen die Befragung gegründet hat. Ich möchte mich auf keinen Fall für meine nach außen wirksame Passivität rechtfertigen müssen, die eher uneleganten Charakterzügen geschuldet ist. Stattdessen spiele Detektiv rückwärts. Was ist über mich in der Verwaltung bekannt? Was ist öffentlich zugänglich? Wie kann ich diesen nachvollziehbaren Rahmen mit Angaben füllen, die zu einer ausreichenden Unverwendbarkeit für was auch immer führt. Eine solche Beschäftigung ist nichts für Menschen mit einem Hang zur Paranoia. Es ist erstaunlich was für absurde Kleinstspuren sich über einen im Internet finden, die mit Phantasie und anderen Schnipseln zu Informationen zusammengesetzt werden könnten. Alles eine Frage der Rechercheenergie. Ich bin verzweifelt und trinke ein bisschen.

8. Oktober

Ich habe zähneknirschend abgegeben. Vier Tage habe ich an einer Vita zwischen Nachprüfbarkeit und Absurdität gebastelt und bin mit dem Ergebnis eigentlich recht zufrieden.

9. Oktober

Dr. Brezner hat sich tatsächlich beim Mittagessen sehen lassen. Natürlich nicht, um das gespendete Essen mit uns zu teilen, sondern um den Selbstauskunftsverweigerern rund um Sigrid öffentlichkeitswirksam ins Gewissen zu reden. Sie sollten die Konsequenzen bedenken; schon im kommenden Monat keine Kostenübernahme mehr; Nachfrist von drei Tagen und ähnliches. Außerdem hätte er das Gefühl, dass manche derjenigen, die den Abgabetermin gehalten hätten, nicht unbedingt mit vollem Ernst bei der Sache gewesen wären. Es fallen keine Namen, aber ich fühle mich trotzdem ertappt.

10. Oktober

Ich habe furchtbar geschlafen. Die Anspielungen von Brezner gehen mir nicht mehr aus dem Kopf. War ich gemeint? Warum interessiert mich das überhaupt? Ich fühle mich vollkommen erbärmlich, weil ich auf das Thema und die Haltung Brezners anschlage wie ein Schulkind, das beim Naschen erwischt wird. Hier werden merkwürdige Mechanismen von Autorität und Unterwerfung sichtbar, die mich nicht gut aussehen lassen. Ich sperre mich im Zimmer ein und trinke ein bisschen.

14. Oktober

Die Selbstauskünfte aus Sigrids Truppe sind da. Dr. Brezner hat sie in Einzelgesprächen weichgekocht und jeweils mit Rauswurf gedroht, oder in seiner Diktion: es wäre dann im Einzelfall zu klären, ob eine Unterbringung wirtschaftlich noch haltbar sei. Auf jeden Fall hat er wohl seine Intellektualitätsbeichte bei allen durchgesetzt, die angeschrieben waren.

18. Oktober

In dem Trubel um die Selbstauskünfte ist das Bewohnerkonzert von Materialica ein bisschen untergegangen. Die von Sigrid ursprünglich angekündigte Verschiebung in ein Zeitfenster, in dem die Klärungen bezüglich der Zumutungen durch die Verwaltung weiter fortgeschritten sei, wurde von Dr. Brezner torpediert. Er sähe in diesen unbedeutenden Banalitäten keinen Grund einen Abend gepflegter Unterhaltung scheitern zu lassen. Ein Ersatztermin im Gemeinschaftsraum werde unter solch einem Ansatz nicht zur Verfügung gestellt. Kurzum: Sigrid sollte sich beugen, oder ihr erstes Konzert eintüten. Unsere große Revolutionärin entschied sich unter diesen Vorzeichen dann doch zum Auftritt. So lärmte sie denn gestern vor einer wohlwollenden Versammlung, die sich nichts sehnlicher wünschte, als ein bisschen positive, aber nicht zu banale Unterhaltung.

21. Oktober

Ankündigung einer außerordentlichen Versammlung des Heims. Die Gerüchteküche brodelt. Das letzte mal bedeutete das die Verschiebung von Renovierungsarbeiten auf unbestimmte Zeit. Die Turnhalle am Ende von Flügel drei ist seitdem endgültig geschlossen.

27. Oktober

Ich bin erst heute wieder in der Lage, einen Stift in die Hand zu nehmen. In den letzten zwei Tagen wäre kaum etwas anderes herausgekommen, als eine komprimierte schriftliche Form des Tourette-Syndroms. Brezner hat in seiner salbungsvollen und trotzdem direkten Art die Bombe platzen lassen. Man hätte bei dem unermüdlichen Engagement zur Stützung des Heims eine Private Partnership aufzutun nun endlich Erfolg gehabt. Ein namhafter Wissenschaftsverlag habe sich bereit erklärt, dem Heim monetär unter die Arme zu greifen, sodass der Spielraum für dringend notwendige Infrastruktur-reparaturen nun größer sei. Diese Verbesserungen seien aber nur durch ein Engagement der Bewohner zu erreichen, insbesondere derjenigen von uns, die nicht in vollem Umfang für ihre Unterbringung aufkommen könnten. Es sei ihm in diesem Zusammenhang immer darum gegangen unsere speziellen Fähigkeiten und Begabungen in diesen Ausgleichsprozess für das finanzielle Engagement des Verlags einzubringen. Die Lage in den Geisteswissenschaften sei sowieso schwierig, das wüssten wir als Überflüssige dieses Gewerbes ja wohl am besten und auch unser neuer Partner hätte mit sinkenden Auflagen und schwindendem Interesse zu kämpfen. Doch im Gegensatz zu manch anderen – und er wolle jetzt keine Namen nennen – denke unser neuer Partner gar nicht daran, sein Engagement in diesem Bereich aufzugeben. Aber die Rahmenbedingungen, unter denen bestimmte Veröffentlichungen entstünden, müssten überdacht werden. Rund um diese Überlegungen würde sich auch unsere Rolle definieren. Um es kurz zu machen: Jeder, der für seinen Aufenthalt im Heim nicht komplett selbst aufkommen könne, müsse dieses Gefälle in Zukunft durch Lektoratsarbeiten kompensieren. Basis der Zuteilung wären Leistungsfähigkeit und die Spezialgebiete der Vita. Sechs Stunden an Wochentagen wäre hier die von der Heimleitung angedachte Zumutbarkeitsgrenze. Aus Sicht der Leitung stelle diese Vereinbarung ein Konzept dar, dass alle Beteiligte in eine Win-Win-Situation bringe. Wir sollten diese Neuregelungen nicht als Drangsalierung sehen, sondern als Möglichkeit uns wieder in den Wissenschaftsprozess einbringen zu können. Es wäre sogar gelungen, in das Vereinbarungspaket noch einen jährlichen Band mit Texten von Bewohnern des Heims unterzubringen, allerdings nur in der Reihe „junge Wissenschaft“.

Es gab eigentlich keine Proteste, die Anwesenden waren schlicht sprachlos. Als sich das erste Entsetzen langsam gelegt hatte, war Brezner schon wieder jungdynamisch verschwunden.

29. Oktober

Die Stimmung im Heim ist mörderisch. Ein lebhaftes, aber hoffnungsfreies Plenum jagt das nächste. Sigrid sieht sich in ihrem Widerstand bestätigt und versucht im Moment einen Hungerstreik zu organisieren. Journalisten, die für das Thema interessiert werden sollten, sind gar nicht erst aufgetaucht. Dr. Brezner hat jedenfalls durch sein Sekretariat wissen lassen, dass er von den Reaktionen mehr als enttäuscht sei. Persönlich konnte er uns das nicht mitteilen, weil er nach dem erfolgreichen Einfädeln des Deals erst einmal zum Golfen nach Gran Canaria geflogen ist.

Ich bin nicht in der Lage, mich einzumischen. Sämtliche Aussagen, die mit irgendeiner Art von Persönlichkeitsstruktur in Verbindung gebracht werden könnten oder konflikträchtig sind, werden von mir vermieden. Das war eigentlich schon immer so. Dabei hatte ich früher einen Freundeskreis, der

durchaus in der Lage war, Erlebniswelten zu generieren, die ein Engagement gelohnt hätten. Ich selbst blieb aber immer Zuschauer, quasi wie ein Streckenposten bei der Formel 1. Während die Gefährten im neuverstärkten Monocock jede Kurve des Lebens am physikalischen Limit angingen, sah ich kontemplativ zu. Fan und Beobachter. Feigling und Enzyklopädist. Unfallfrei bis heute. Immer auf der Suche nach dem Begreifen. Dem Begreifen des Unfalls, der Krise, die alle Zivilisationspanzer absprengt, wie sprödes Porzellan, das nach Schwerkrafteinwirkung einen Marmorboden trifft. Jetzt kommen die Krisen. Befreiende Momente waren bisher dadurch nicht zu entdecken.

2. November

Rängeleien im Eingangsbereich des Wohnheims. Heute wurden die Schreibtische für die Manuskriptstelle geliefert, einer neuen Einrichtung, die die zukünftigen Arbeitsbeiträge der Bewohner koordinieren soll. Ein paar Bewohner versuchten das Aufstellen zu verhindern und verstrickten sich in Dispute mit den Möbelpackern, die schnell körperliche Dimensionen annahmen. Ein Teil des Ergebnisses war abzusehen: vier Bewohner mussten verarztet werden und laufen jetzt stolz mit Revoltenpflastern durch die Gänge. Die Büromöblierung hat es aber tatsächlich nicht bis in das vorgesehene Zimmer geschafft. Die Packer haben den Kram fluchend rechts vom Eingang im Freien stehen lassen. Im Moment veredelt der Novemberregen die ungeschützten Neuanschaffungen.

3. November

Horst wurde gekündigt. Der an sich ruhige Mittfünfziger hat sich im Handgemenge gegen die Möbelpacker besonders hervorgetan und entgegen seiner Art sehr zur Eskalation beigetragen. Häckel, der Kettenhund und Vertreter von Brezner wartete noch, bis ein Gehirnerschütterungsverdacht bei Horst nicht bestätigt werden konnte, bevor er ihn in einem Vieraugengespräch seine Untragbarkeit für die Einrichtung nahe führte. Danach ließ er Mitteilungen ans Schwarze Brett nageln, dass diese Maßnahme zuzüglich einer strafrechtlichen Verfolgung alle treffen würde, die ein weiteres Mal durch ein solches Auftreten wie gestern den guten Ruf des Heims beschädigen würden. Der einzige Trost ist das Fluchen der Pfleger bei dem Versuch die aufgeweichten Möbel durch die Gänge an ihren Zielort zu bugsieren.

5. November

Ein frustrierendes weiteres Plenum hat heute stattgefunden. Eine durchgängige Solidarisierung mit Horst kam nicht zustande. Zu groß ist die Angst, selbst auf der Straße zu landen.

12. November

Die Einrichtung der Manuskriptenstelle mit den leicht angeweichten Möbeln ist abgeschlossen. Für Übermorgen ist eine allgemeine Einführungsschulung über die zukünftige Zusammenarbeit mit dem Verlag für alle angesetzt, die zu diesen Arbeiten verpflichtet wurden. Die Pfleger haben Ausgangssperre. Häckel, der die Veranstaltung immer noch alleine verantworten muss, will auf jeden Fall einen Eklat verhindern und hat in diesem Zusammenhang beim Mittagessen noch einmal auf seinen

Aushang verwiesen. Aggressives Schweigen während der ganzen Mahlzeit, die irgendwie den Eindruck machte, als wäre sie extra schlecht.

14. November

Häckel kann sich glücklich schätzen. Die Einführungsschulung für unsere neue Sklaverei wurde ohne Kommentare durch die Delinquenten durchgezogen. Ein paar hatten sich zwar symbolisch selbstgebastelte Handschellen angelegt, das wurde aber in der ziel- und leistungsorientierten Veranstaltung allgemein ignoriert. Anfang nächster Woche werden die Projektlisten ausgegeben, wer auf welchem Manuskript eingeteilt ist.

15. November

Ich konnte nicht schlafen und bin schon um sechs Uhr aufgewacht. Gefangen in einem Zustand, in dem man weder die Energie zum Aufstehen, noch die Ruhe zum erneuten Einschlafen hat, bin ich noch bis sieben liegen geblieben. Danach bin ich ungeduscht und unrasiert durch die Gänge getrottet, um die Atmosphäre des abgelaufenen, grau gemusterten Linoleums voll in mich aufnehmen zu können. Ich habe sogar ein bisschen gefroren, obwohl ich eigentlich nicht dazu neige. Im Flügel drei bin ich Erna über den Weg gelaufen. Ihr war die Begegnung sichtbar unangenehm. Sie versuchte sich gerade verheult aus dem Zimmer von Peter zu schleichen. Ihr entschuldigend-betretenes Lächeln ersetzte alles, was sie hätte erzählen können. Offensichtlich habe ich sie am letzten Morgen erwischt, an dem sie sich Gedanken machen muss, wie sie in der Früh wieder ungesehen in Flügel eins zurückkommt. Beziehungen im Wohnheim halten nicht lange. Die Leute halten ihre wechselseitige Verzweiflung nicht aus, nicht die Enttäuschung, dass ein anderer frustrierter Mensch nicht in der Lage ist, ihr als persönliches Versagen empfundenen Scheitern aufzufangen. In einem Ausstellungspark von Menschen, die es eigentlich gar nicht mehr gibt, gibt es auch nichts zwischen ihnen, das eine wohlwollende Erwähnung wert wäre.

19. November

Die Verteilung der Manuskripte ist gestern erfolgt. Ich habe mit meinem vermeintlich subversiven Konzept vollen Schiffbruch erlitten und finde mich auch auf der Liste der Zwangsverpflichteten wieder. Ich soll mich mit einem Buch auseinandersetzen, das sich mit dem Beitrag Max Webers zur Weimarer Verfassung unter besonderer Berücksichtigung seiner Konzeption einer charismatischen Führerfigur beschäftigt. Man kann darüber tatsächlich 300 Seiten schreiben! Ich werde mir eine Woche Zeit lassen für Überlegungen, wie man das Machwerk kaputt korrigieren kann.

Horsts Kündigung wurde ausgesetzt. Brezner hatte ein Lektorat in europäischer Ethnologie zugesagt, das nun leider kein anderer machen kann. Um nicht gleich am Anfang der schönen neuen Zeit organisatorische Probleme mit dem Verlag zu bekommen, gab es ein Angebot, das man nicht ablehnen kann. Wohlfeiles Verhalten im Projekt gegen Aussicht auf endgültiges Bleiberecht.

23. November

Mir gefällt die Stimmung im Wohnheim nicht. Beim Mittagessen gerät man immer wieder an Mitbewohner, die beseelt von ihrem Lektorat sprechen. Felix Rubin, unser relativ neuer Mitleidender, ist in der Hinsicht der Schlimmste von Allen. Die vermeintlich wiedergewonnene Partizipation setzt bei ihm in der Beschäftigung mit seinem Lektorat Energie frei, die nur schwer zu ertragen ist. Die gesamte Mahlzeit doziert der hierher Abgeschobene, was „sein“ Autor so alles falsch macht oder zumindest unpräzise zur Geltung bringt. Ich lasse ihn mitten während der Suppe sitzen und wechsele den Tisch. Leider löst dieses Vorgehen das Problem nur in der akuten Situation. Das Verhalten von Felix steht für eine erstaunliche Anpassungsleistung bei einem Teil der hier Zwangsverpflichteten. Sie verklären kurzerhand das, was sie tun müssen zu dem was sie tun wollen und phantasieren obendrein in diese Zwangsarbeit einen Weg zurück in ein normales Betätigungsfeld. Es ist erschreckend.

Ich habe noch keinen genauen Plan, wie ich den zwanglosen Nachweis meiner Unfähigkeit in meiner Zwangsarbeit umsetzen soll. Dieses eigentlich eiserne Vorhaben trifft auf eine geradezu protestantische Arbeitseinstellung, die mir schon oft im Weg gestanden ist. Es tut mir fast weh, vorsätzlich schlechte Arbeit abzuliefern, aber ich sehe im Moment keinen anderen Weg.

2. Dezember

Das Wohnheim lektoriert. Es gibt häufige, aber uninspirierte Trinkgelage im Gemeinschaftsraum. Christiane ist bezüglich der neu verordneten Zwangsarbeit vollkommen willfährig und trifft damit den Nerv einiger Mitbewohner. Sie träumt bereits davon, ihre Theorie der emotionalen Kontingente in dem Appetithappen „Wohnheimveröffentlichung“ verwursten zu können. Als sie den Fehler macht, diesen Plan beim abendlichen Streit im Gemeinschaftsraum zum besten zu geben, erntet sie ausnahmslos Hohn. Es hatte keiner die Kraft ihr hinterher zu laufen, als sie weinend das Zimmer verließ.

Ich lektoriere zwischen Simulation, Subversion und ernst gemeinten Aspekten. Ich habe noch keinen Weg des Umgangs gefunden, der mich mit mir selbst und der vor mir liegenden Zumutung ins reine setzt. Ich muss deswegen viel trinken. Abgabetermin ist Mitte Januar.

12. Dezember

Erwin hat seine intellektuelle Energie neu gebündelt. Um einen Beleg für seine Arbeitsunfähigkeit zu erbringen, hat er begonnen sein Projekt Hassrezensionen erst einmal auf alle eigenen Veröffentlichungen auszuweiten. Er trifft damit bei der Leitung auf wohlwollende Ignoranz. Quasi alles egal, solange er den Termin mit einem Arbeitsumfang hält, den man zur Not als Lektorat definieren kann.

22. Dezember

Gestern war Weihnachtsfeier. Das Friedensangebot der Heimleitung bestand in einer halben Ente mit Blaukraut und Knödeln für jeden. Dr. Brezner ignorierte die Totenstimmung und schwang eine seiner berüchtigten Brandreden in Sachen schöne neue Welt und unseren Beitrag zu deren entstehen. Im Kern ging es um den Appell, doch endlich die unfruchtbare Problemorientierung aufzugeben und die neuen Aufgaben als Möglichkeit zu sehen, den Lauf der Wissenschaft mitzugestalten. Wie soll da noch Sylvester werden?

Stadt bringt zwei Punkte

Das Wochenende naht. Mit ihm ein Samstag, an dem man sich mit Freunden auf einen Spieleabend geeinigt hat. Eine bis zwei Runden Siedler von Catan ist Beschlusslage und diese Planung erzeugt ein wohliges Gefühl der Vorfreude. Brettspiele in trauter Runde haben sich inzwischen als adäquate Form der Abendgestaltung etabliert. Offensichtlich schätzt man ein Tagesende in einer simulierten Welt mit klaren Regeln, die man in der Interaktion mit Freunden teilt. Wenn man ein Faible für diese Art der Beschäftigung hat, hat man wahrscheinlich in seinen Mittdreißigern schon mehrere Nettomonate an Spieltischen verbracht und dabei mehr oder weniger Spaß gehabt, und das bei intensiver emotionaler Beteiligung. Was speist diesen offensichtlichen Erholungswert, der dieser Art der sozialen Handlung innewohnt?

Auf den ersten Blick begibt man sich beim Spielen in eine Welt eng gesetzter Restriktionen. Spiele haben Regeln, die im besten Fall in ein bis zwei Stunden erklärbar sind und – das ist Kern des Konzepts – eingehalten werden müssen. Wer die Regeln bzw. Restriktionen nicht anerkennt, ist ein Spielverderber. Die imaginäre Akzeptanz des sozialen Vertrags „Spiel“ ist Eintrittsvoraussetzung. Man unterwirft sich also zusammen mit Freunden oder Bekannten für einen begrenzten Zeitraum einer reglementierten Welt mit einem sehr engen Regulationskonzept, einigt sich mithin darauf, für diese Zeit seine Handlungsmöglichkeiten stark zu beschränken und zieht letztlich daraus Freude und Erholung. So dargestellt wirkt das Ganze erst einmal nach einer eher absurden Vereinbarung. Für die Tatsache, dass dieses Vorgehen trotzdem als Unterhaltung funktioniert, lassen sich aber durchaus Erklärungsmodelle finden.

Bei genauerem Hinsehen kontrastiert der Spieltisch durchaus das sonstige soziale Leben und Erleben. Wir bewegen uns zwar auch außerhalb des Spiels in einer reglementierten Welt, die aber in der Art, wie auf Regulation basierende Verhaltensanforderungen an den Einzelnen herangetragen werden, grundsätzlich anders strukturiert ist als mit dem Würfel in der Hand, denn hier werden ständig Entscheidungen eingefordert. In der Alltagswelt sind Anforderungen und Reglementierungen nämlich weitaus ambivalenter gestaltet als im Spiel. Die Sanktionen, die einem bei Nichteinhaltung erwarten, sind höchst unterschiedlich und auch nicht immer abzuschätzen. Die Frage, ob man Anforderungen folgt oder nicht, stellt sich damit durchaus. Auch die Strategien, wie man etwaige Verweigerungen lebt, können durchaus vielfältig sein. Das geht von offenem kommunikativem Widerstand bis zum schweigenden Aussitzen, das dem jeweiligen Repräsentanten der Regelung in der Folge Energie zur Durchsetzung abverlangt. Hier herrscht das Prinzip ständiger Positionierung, implizit (soll heißen als reflexionsfreie Gewohnheit) und explizit (also als bewusste Suche nach einer Strategie des Umgangs mit einer Anforderung). In der Komplexität und Masse an Themen bzw. Situationen, die auf diese Weise an den Einzelnen herangetragen werden, liegt eine erhebliche Anforderung, insbesondere, wenn man die Tatsache ins Auge fasst, dass fast jede Art der Positionierung in ihren Folgen nicht 100%ig abgeschätzt werden können. Von genau dieser Last befreit das Spiel. Die Anerkennung



der Regeln ist Eingangsvoraussetzung und die Sanktion bei Nichteinhaltung ist klar: Ausschluss aus der Runde oder Abbruch. Normalerweise ist auch der Kreis der Teilnehmer klein genug, um Verweigerung sofort transparent werden zu lassen. Spielen ist damit eine Entlastung von ständiger Positionierung in einer komplexen Lebenswelt. Werden die Spielwelten dann noch von einem Computer simuliert, wird die Unterwerfung noch offensichtlicher. Hier ist ein Umgehen der Regeln gar nicht mehr möglich (es sei denn, man findet Programmfehler).

Die landläufige Unterscheidung zwischen Glücks- und Strategiespiel behält dabei durchaus noch Aussagekraft, wenn man sich einem weiteren Aspekt dieser Handlungsform zuwendet. Der Frage nach Sieg und Niederlage. Auch hier liegt die Stärke einer klar definierten Spielform in ihrer eindeutigen Ausformulierung der Rollen am Ende einer Partie. Zielsetzung ist die Feststellung von Siegern, Verlierern und je nach Form noch von Treppchenplätzen. Hier kann das reine Glücksspiel nur bei Suchtverhalten oder bei monetären Einsätzen noch Attraktivität gewinnen, weil ein Sieg nicht den Fähigkeiten des Spielers zugeschrieben werden kann. Dem Sieg steht hier keine Leistung entgegen, die nach sozialer Anerkennung verlangt. Man hat halt nur Glück gehabt. Erfolgreiche Brettspiele stellen aus diesem Grund fast immer eine Mischung aus Glücks- und Strategieelementen dar. Der Sieger kann damit auf seine Leistung und seine Fähigkeiten referenzieren, der Verlierer kann das Pech als Ausflucht bemühen. Nur in Fällen, in denen vom Spieler „Strategie“ gefordert wird, kann man einen Sieg auch auf Qualitäten des Siegers zurückführen, nur dann adelt das Gewinnen und ist Selbstversicherung.

In diesem Zusammenhang ist ein kurzer Blick ins Innere des Strategiebegriffs durchaus interessant. Unter Strategie kann man den geplanten Umgang mit auf die Zukunft projizierten perzipierten Wirkmechanismen eines Systems verstehen. Im konkreten Fall des Systems „Spiel“. Es geht dabei darum, einen erwünschten Zustand durch planvolles Handeln herzustellen. Der Glaube an die Machbarkeit von Strategien stellt eine Selbstermächtigung gegenüber diesem System dar, in dem man agiert. Man unterstellt die Möglichkeit, die Wirkmechanismen adäquat nachzuvollziehen und daraus angemessene Verhaltensweisen zu entwickeln. Fehleinschätzungen über die bestehenden Dynamiken beinhalten das Risiko des Scheiterns. Dabei ist das Regelwerk eines Spiels im Normalfall so wohl definiert, wie sonst selten Situationen im Leben. Der Glaube an die Machbarkeit von Strategie in diesem Rahmen beruht trotzdem meistens auf Reduktion, weil selbst hier nie alle Mechanismen komplett erkannt werden können. In gewisser Weise muss das so sein, denn Spielen ohne das Risiko des Scheiterns an den eigenen Konzepten bringt keinen Spaß. Es muss dann auch letztlich immer der Scheiternde festgestellt werden um Leistungszuweisungen vornehmen zu können, die am Paradigma prinzipieller Beherrschbarkeit gespiegelt werden. Nur dann ist Niederlage Versagen, denn man hätte ja prinzipiell gekonnt ... Spielen in der Gruppe stellt damit eine Art Schließung gegenüber der wesentlich komplexeren Lebenswelt dar. Hier glaubt man die entscheidenden Wirkmechanismen (die letztlich alle künstlich gesetzt sind) erkennen und strategisch verarbeiten zu können. Damit können Lernzyklen des klassischen Versuchs und Irrtums noch unterstellt werden und ein Paradigma der Beherrschbarkeit aufgebaut werden.

Das abendliche Spiel mit Freunden kann damit als Topos von Beherrschbarkeit und Reduktion von Ambivalenzen gelesen werden, oder überspitzt ausgedrückt: wir begeben uns selbstgewählt in eine autoritäre Situation und genießen den Verlust von Verantwortung und abverlangter Positionierungsleistung. Das ist in Ordnung, solange dieses Bedürfnis am Spieltisch gefangen bleibt und hier ausgelbt wird. Eine Übertragung dieser Weltsicht und Verhaltensform auf das reale Leben wäre totalitär. Es muss die Erkenntnis bleiben, dass wir am Ende des Tages, wenn die letzte Stadt in Katan gebaut ist, andere Rahmenbedingungen gelten unter denen Lebensbewältigung stattfinden muss.

Aus dem Plattenarchiv

Leatherface – Mush (1991)

In gewisser Weise entwickeln sich die an dieser Stelle angesiedelten Plattenbesprechungen zu einer Sammlung bzw. Würdigung der Vernachlässigten. Leatherfaces gesamtes Oeuvre fällt nämlich auch wieder in diese Kategorie. Die Band um Sänger Frank Stubbs haben auch in Zeiten weitreichenderer Rezeption ihres Genres nie einen großen Publikumskreis erreichen können. Meistens landeten diejenigen bei der Band aus England, die im Bereich Punk und Hardcore schon alles gehört hatten und gestrost auf Gimmicks verzichten konnten. Die hier besprochene „Mush“ von 1991 stellt den Höhepunkt des Songwritings der Engländer dar. Das Album fokussiert die besten Eigenschaften von Leatherface. Unpräziser Punkrock mit einem zurückgenommenen Sänger, dessen Stimme trotz der Reminiszenzen an Lemmy von Motörhead den Sound prägt und zusammenhält. Leatherface sind eine Altersband. Und das nicht nur, weil auf oberflächliche Spielereien verzichtet wird, die das Potenzial haben, schnelle Aufmerksamkeitserfolge erzielen. Es ist vor allem die gebrochene Atmosphäre der Platten, die die langfristige Aufmerksamkeit bindet. Es ist eine Gebrochenheit, die sich aus dem Wissen um die Begrenztheit der eigenen Möglichkeiten speist, aber noch genügend Energie aufbringt, um dieses Lebensgefühl in energetischen und gelegentlich sehnsuchtsvollen Punkrock zu übersetzen oder wie Stubbs es ausdrückt: „What has life come to, all the pleasant things are bad for you and in the real world it's all the good things that kill you.“